

nach Greeley, füreinander lebendig, herausfordernd, verführerisch und belebend zu sein und für gemeinsame Sensibilität und Entfaltung zu sorgen. — Abschließend kommt der Verfasser auf die Schwierigkeit der Entfaltung einer erotischen Kultur zu sprechen, die nur auf der Basis von Vertrauen und durch das Sterben von Prüderie und falscher Scham zu zwischenmenschlich beglückender Erfüllung führen kann. Darin sieht der Verfasser eine wesentliche Seite der Teilnahme am Leben Gottes, der ein „verführerischer Gott“ ist und das Glück menschlicher Entfaltung will.

Manche Feststellungen sind allerdings vereinfachend oder nicht richtig (z. B. S. 109 b; S. 67 unten; S. 37 über Abwehrmechanismen und Neurose; S. 88: die Neurose „sexy zu sein“!). Manchmal scheint die Übersetzung nicht überzeugend (z. B. S. 135 unten), und einige Passagen sind zu naiv-optimistisch (so S. 121, wo die Ursachen der Entfremdung nicht gesehen werden, oder 147, wo auf die sozialen Zwänge kaum adäquat eingegangen wird). Einige theologische Aussagen zum erotischen Spiel darf man wohl mit „Schmuzzeln“ lesen (z. B. 107 f.!). Durch den gesamten Text zieht sich eine naive Einstellung der Sexualität gegenüber durch, die eine gewisse Problemblindheit mit sich bringt. Trotzdem ist diese grundlegende Besinnung auf Wert und Würde menschlicher Erotik und Sexualität nur zu begrüßen. Die ganze Art des Denkens und Schreibens wie auch der biblisch-theologischen Argumentation ist zwar „typisch amerikanisch“, hat aber etwas Erfrischendes an sich und ist daher zur Lektüre sehr zu empfehlen.

Alfred Kirchmayr, Wien

Dem Leben dienen!

Volker Eid, (Hrsg.), Euthanasie oder soll man auf Verlangen töten? Verlag Matthias Grünewald, Mainz 1975, 186 Seiten.

Das Titelthema ist eine in den letzten Jahren häufig behandelte Problematik, ausgelöst durch den eminenten Fortschritt der (naturwissenschaftlichen) Medizin.

V. Eid bringt die Problemgeschichte von der Antike an über die Scholastik, zu den

umstrittenen Überlegungen in der Utopia des Thomas Morus und zu den Euthanasiebestrebungen des späten 19. und des 20. Jahrhunderts. Einen wesentlichen Beitrag, nämlich den ärztlichen, bringt der Neurochirurg Rudolf Kautzky: „Die Freiheit des Sterbenden und die Pflicht des Arztes.“ Der Arzt verlangt zunächst eine klare Unterscheidung der verschiedenen Situationen. Anschließend werden einzelne Möglichkeiten ärztlicher Hilfe bzw. Verhaltens dargelegt: Schmerzbehandlung bei Sterbenden, Verzicht auf lebensverlängernde Therapie; von wesentlicher Bedeutung für die ärztliche Entscheidung ist die Feststellung des Hirntodes. Die Tötung Kranker (wider Willen bzw. ohne Willensäußerung des Kranken, oder aber auch Tötung auf eigenen Wunsch) ist unbedingt zu verwerfen (35 f).

Albin Eser diskutiert: Sterbehilfe und Euthanasie in rechtlicher Sicht, nach geltendem Recht (§ 216 StGB der Bundesrepublik Deutschland). Volker Eid erörtert in seinen moraltheologischen Überlegungen die Frage der „freien Verfügung über das eigene Leben“. Eid kommt zu dem generellen Schluß, daß er „keinen sinnvollen Grund sehen kann, die aktive Euthanasie zu befürworten“ (87).

Seitens der priesterlichen Praxis legt Josef Mayer-Scheu den mitmenschlichen Auftrag der Sterbehilfe dar, einer Sterbehilfe, die bedeutet, „den anderen in einer Weise nahe zu sein, daß er dadurch besser befähigt wird, seinen eigenen Tod zu sterben“ (97).

Eine zweite Gruppe von Studien umfaßt Informationen, Analysen und Folgerungen. Norbert Erlemeier liefert „Beiträge der psychologischen Thanatologie zum Euthanasieproblem“ und zeigt, daß Tod und Endlichkeit für jüngere Menschen andere Bedeutungsgehalte annehmen können, als für ältere Menschen, die in der Regel ein „positiveres“ Bild haben (130). Sterbehilfe sollte nicht Verkürzung des Lebensprozesses, sondern „individuelle Hilfe zur Bewältigung des Loslösungsprozesses vom Irdischen sein“ (131).

Ferdinand W. Menne behandelt das Thema „Das Ende sozialer Lebensgeschichten.

Soziologische Probleme der Todeskontrolle“ und kommt zum Schluß, daß sich „die Selbstbegrenzung des bio-technischen Bereichs andeutet“.

W. Thomas stellt „Erwägungen über einen Beitrag der Pädagogik zum Thema Tod“ an; es ginge „um die Erziehung zur Fähigkeit einer am Glück orientierten Lebensgestaltung angesichts von Endlichkeit und Tod und die Erziehung zum Einsatz für die Bedingungen der Möglichkeit eines solchen glücklichen Lebens“ (168).

Giesbert Greshake beschließt diesen empfehlenswerten Sammelband mit seinen „Bemühungen um eine Theologie des Sterbens“, indem er das Sterben in der Sicht der Hl. Schrift darstellt. Der Tod zeigt eine Doppelgesichtigkeit: Er ist Vollendung des menschlichen Lebens in Gott und Besiegelung der Ohnmacht des sich selbst suchenden Lebens (180).

Gerade der Arzt weiß, daß es den „Tod ohne Sterben“ gibt, der plötzliche Tod durch Krankheit, Krieg und Unfall. Es ist aber tröstlich zu wissen: indem Jesus den sinnwidrigen Tod als eigenen übernahm und eben diesem Tod die neue Zukunft der Auferstehung eröffnete, zeigte er, daß er auch dem Sterben all derer nahe ist, die ohne Reifung und Vollendung den banalen, sinnlosen und plötzlichen Tod sterben. So gibt Jesu Tod jedem Tod Hoffnung, und Hoffnung ist die eigentliche Botschaft, welche der christliche Glaube vom Tod und Sterben hat (184). *Gottfried Roth, Wien*

Sterbenslüge

Jean Améry, Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod, Stuttgart 1976, ca. 140 Seiten.

Wie Werbeanzeigen verkünden, steckt — nach H. Heißenbüttel — in diesem Buch „in der Tat ein Beitrag zur Anthropologie der nachmetaphysischen Epoche“. Unter dieser Rücksicht ist es lesenswert, ein aufklärendes Buch; aber es klärt kein Dunkel auf, sondern über ein Dunkel, nämlich das dunkle, ja erbärmliche Menschenbild dieser „nachmetaphysischen Epoche“. Lesenswert, als Anregung, sind die Gedanken, ob ich mein Kopf bin oder mein Körper oder was

sonst; noch anregender ist Amérys Bekenntnis: „Ich glaube, um diesen Gedankengang weiter zu führen, überhaupt nicht, daß jemand ‚sich liebt‘ (im gleichen Verstande, wie er einen anderen liebt) — so wenig, wie seine Ich-Kondition ihm erlaubt, sich zu hassen. ... Wer sich sieht, sich liebt, sich haßt, tut dies stets mittelbar, indem er den Blick der anderen, von dem ihm sprachlich (verbal oder auf andere semiotische Weise) Kunde ward, flüchtig und immer auf Widerruf interiorisiert“ (100). Bedenklicher — im genauen Sinn des Wortes — sind seine Ausführungen über die Lebenslüge gegen Ende des Buches. Das meiste andere ist engagierte und dennoch unverbindliche Plauderei über grausige Selbstmordfälle, unmenschlich durch die angeknüpften, schöngeistig verbrämten Interpretationen. Die Überlegungen zur Lebenslüge sind aufschlußreich: Jeder werde schließlich begreifen, „daß er in der Lüge gelebt hat... nicht anders als Sartre“, dem Améry sich vor allem verpflichtet weiß, wie er im Vorwort angibt. Nur der Tod sei dieser Lebenslüge gegenüber „Minute der Wahrheit“, „der einzige Weg ins Freie“ (125 f). Er nennt daher den Selbstmord — „Ich mag das nicht“ (11) — Freitod und sieht nicht, daß er in der Lebenslüge fortfährt und sie zu einer Sterbenslüge macht. Denn natürlich — da folgt er seinem Sartre — ist der Tod absurd wie das Leben. Daß er die Absurdität mindere, behauptet er wider alle Vernunft. Wie soll durch eine letzte Absurdität anderes weniger absurd werden? Vor allem aber ist die Silbe „Frei-“ in dem Wort Freitod eine Lüge. Eine massive Selbstbelugung steckt darin — und in dem ganzen zugrundeliegenden Menschenbild, denn frei wählen kann ich nur, wenn ich Gründe für meine Wahl habe, nicht jedoch, wenn alles absurd ist. — Diese Arbeit bietet also Stoff zur Diskussion, sie fordert Auseinandersetzung. Sie ist für den, der dagegen denkt, ein anregendes, aufklärendes, für den neutralen, wissenschaftlich interessierten Beobachter ein überflüssiges, für den geistigen Mitläufer ein schädliches, ein irreführendes Buch.

Albert Keller, München